



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Baum, in den eine Lichtflamme geschlagen war, die junge Frau sah lächelnd in glücklichen Gedanken vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen, und der Hauptmann ging eine Weile, die Hände auf dem Rücken, auf und ab.

Das war mal wieder so einer von deinen Mädchenstreichen! sagte er. Und nun hüllst du dich auch noch in Schweigen.

Aber sie legte die Arme um seinen Hals, schloß ihm den Mund mit einem Kusse und sagte leise: Ach nein, Liebster, ich mußte nur an die kleine Maschinka denken.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Anarchisten und Liberale. So erstaunliche Leistungen des liberalen Doktrinarismus wir schon erlebt haben, die Besprechung des Attentats in der französischen Kammer in einzelnen liberalen Zeitungen muß doch Staunen erregen. Überraschen konnte die Schandthat unmöglich noch, ja es lag eigentlich den Anarchisten als Partei viel näher, Bomben in eine gesetzgebende Versammlung zu schleudern, als unter unschuldige Theaterbesucher. Nun erkennt man auch Maßregeln zum Schutze der Gesellschaft als notwendig an. Aber um des Himmels willen nur nicht „Freiheiten“ antastet! Wenn ein Mordgefelle ergriffen wird, wenn eine Zeitschrift ihre Leser auffordert, dem erhabnen Beispiele des Märtyrers zu folgen, so darf ihnen allerdings der Prozeß gemacht werden, doch selbstverständlich nur vor dem ordentlichen Gerichte und bei voller Öffentlichkeit! Dem Verbrecher muß gestattet sein, sich seiner That zu rühmen und die Genossen zur Rache aufzustacheln, seinem Verteidiger, den Angeklagten als einen Menschen zu schildern, der, von Menschenliebe erfüllt, das Loß der Armen und Unterdrückten verbessern wollte und nur ein etwas zu energisches Mittel ergriff, weil er leider keinen Einfluß auf die Machthaber hatte, oder als einen Unglücklichen, der, durch die Schuld der jetzigen Gesellschaft verwahrloßt, Mitleid, aber keine Strafe verdiene. Wohl giebt es Beispiele genug von Einschüchterung der Geschwornen, die keine Lust haben, für vogelfrei erklärt zu werden. Das ist freilich übel, muß aber hingenommen werden und ist immer besser, als Ausnahmegeetze bei Ausnahmezuständen. Wenn diese Freiheitsfreunde wenigstens konsequent wären und verlangten, daß die armen Anarchisten vor ein unparteiisches Gericht zu stellen seien, denn ein solches ist offenbar ein Schwurgericht keineswegs. Die Geschwornen sind Besizende, Bourgeois, die natürliche Feinde der Anarchisten sind. Und denen will man die Verirrten ausliefern? Unmöglich! Auch sie haben das Recht, von ihren Peers abgeurteilt zu werden, also von vollgiltigen Anarchisten. Das ist unsrer Meinung nach überzeugend für jeden echtgefärbten Freisinnigen.

Das neue österreichische Geld. Der Finanzminister Steinbach wird, wie es scheint, so kurze Zeit er auch seinen wichtigen Posten eingenommen hat, ein dauerndes Andenken im Lande hinterlassen. Bekanntlich hatte seine Einführung der

Goldwährung ein Steigen des Goldpreises zur Folge, wie Österreich, das in solchen Dingen vielerfahrene und vielgeprüfte, es kaum während seiner unglücklichsten Kriege erlebt haben mag. Diese Kalamität scheint wieder einmal so ziemlich überwunden zu sein, da die Börsen ihre Genugthuung über den Rücktritt des kühnen Reformators gleich sehr deutlich zu erkennen gaben, und das Goldagio auch weiter langsam aber stetig sinken zu wollen scheint. Aber bleiben wird die vom Volke „Steinbacherl“ getaufte Münze, und sollte sie wieder eingezogen werden, so werden sich ohne Zweifel Kuriositätenjäger ihrer bemächtigen. Denn sie kann füglich als Emblem der Taaffischen Regierungsperiode angenommen werden. Ob bereits Goldmünzen der neuen Währung geprägt worden sind, wissen wir nicht, gesehen haben wir noch keine. Dagegen bringen sich Reisende Kronen und Scheidemünze als Andenken mit: die berühmten Münzen ohne Schrift. Kupferstücke mit einer 1 — sollen im Verkehr gar nicht vorkommen, weil für einen Heller nichts zu kaufen ist —, Nickelstücke mit 10 oder 20, Silberstücke mit einer Krone. Dem Publikum zu sagen, wie diese Münzartung heißt, wagte man nicht, weil Tschechen, Slowenen und andre Kulturnationen die deutschen Wörter Heller und Krone als eine Beleidigung ihrer Nation aufgefaßt haben würden, und die Münzen für alle in Österreich gesprochenen Idiome nicht Raum hätten. Zwar hatte dieselbe Regierung vor einer Reihe von Jahren das einfache Mittel gefunden, die Entrüstung der Herren Tschechen in einem ähnlichen Falle unschädlich zu machen: als sie die nur deutsch und ungarisch bedruckten Banknoten überschrieben und beschrifteten, genügte die amtliche Bekanntmachung, daß fortan derartig verunzierte Noten von keiner Kasse angenommen werden dürften, dem Unfug ein Ende zu machen. Dasselbe Mittel würde sich gewiß auch bewährt haben, wenn man sich an den neuen Hellerstücken vergriffen hätte. Vor der Weigerung, solches Geld überhaupt zu nehmen, brachte man sich bei den allbekannten Vorzügen gerade des tschechischen Volksstammes vollends nicht zu fürchten. Weshalb also diese merkwürdige Sprachlosigkeit? Sollte die Herren Taaffe und Steinbach etwa der Gedanke gekitzelt haben, durch einen Witz, einen Rebus ihre tschechischen Freunde um die Gelegenheit zum Skandalmachen zu bringen? Wie dem auch sein möge: die interessante Angelegenheit ist damit noch nicht erledigt. Bekanntlich hat Ungarn dieselbe Währung, und da das Land, wenn wir den geographisch-statistischen Handbüchern glauben dürfen, von mindestens ebenso viel verschiedenen Völkern bewohnt ist wie Deutschösterreich, Magyaren, Deutschen, Kroaten, Serben, Slowaken, Rumänen, Ruthenen, Zinzaren, Bulgaren, Armeniern, Griechen, Italienern, Juden, Zigeunern u. s. w., so sollte man dort dieselbe Verlegenheit beim Prägen der Münzen voraussetzen. Aber ein uns soeben zugekommenes ungarisches Zwanzighellerstück belehrt uns eines Bessern. Da liest man nämlich auf dem Revers: 20 Fillér, und auf dem Avers um die ungarische Königskrone: Magyar Királyi Váltópénz. Auch ohne der Sprache mächtig zu sein, errät man die Bedeutung der Inschriften: Heller und Königlich ungarische Münze. Die dortige Regierung kümmert sich also nicht darum, ob die Legende auf den Landesmünzen dem oder jenem Bewohner des Landes zusagt oder nicht! Für eine Geschichte der Taaffischen Versöhnungspolitik dürfte sich die Abbildung der beiden Münzartungen wohl als Wignette empfehlen.

Herr Karl Bleibtreu über Moltke. Unser heutiges deutsches Geistesleben treibt seltsame Blüten. Schriftsteller, die eine „Revolution der Literatur“ in naturalistischem Sinne herbeiführen wollen, sind zwar nicht mehr selten und suchen einander in Plattheiten und Widerwärtigkeiten zu überbieten. Aber der

seltsamsten einer von dieser wunderlichen Rasse ist doch der fünfunddreißigjährige Sohn des bekannten Schlachtenmalers Georg Bleibtreu, Karl Bleibtreu in Charlottenburg. Dieser Herr hat sich ja durch seine dichterischen Leistungen, insbesondere auf dem neuen Gebiet der Schlachtennovelle, einen gewissen Namen erworben. Neuerdings aber hat er sich als militärischer Kritiker an die Charakterisierung großer historischer Persönlichkeiten gemacht und ist dabei auf einen Weg geraten, den man den begabten und mit einem nicht gewöhnlichen Wissen ausgestatteten Mann nur mit Bedauern gehen sieht. Herr Bleibtreu scheint das gute alte Sprichwort „Ein Lot Praxis ist mehr wert als ein Zentner Theorie“ nicht zu kennen. Er hat auch offenbar ohne Erfolg für sich gelesen, was der Verfasser des bekannten Buches „Membrandt als Erzieher“ hierzu sagt: „Am Doziren hat die deutsche Bildung von jeher gelitten; denn der Deutsche ist nun einmal zum Übertreiben geneigt, sei es aus Gewissenhaftigkeit, sei es aus Mangel an Selbstbeschränkung; und dies ist der barbarische Zug in seinem Charakter.“

Diesen barbarischen Zug findet der deutsche Patriot in der neuesten Leistung des Herrn Bleibtreu, in der er es unternimmt, auf Grund seines theoretischen Wissens den Ruhmeskranz Moltkes eines Teils seiner Blätter zu berauben.

Was Moltke seinem Volke als Erzieher im Frieden, als Führer im Kriege und als Organisator des Sieges gewesen ist, wird die Dankbarkeit des Vaterlandes nie vergessen. Die Tafeln der Geschichte lehren, wie er seine Kunst der Kriegsführung, gleichsam die berechnende Kriegskunst, mit dem Aufmarsch, der Anlage des Feldzuges und der Schlachten zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat. Moltke hat eine neue Schule geschaffen. Die Kriegskunst unsrer Tage hat eben andre Voraussetzungen als die einfacheren Zeiten. Die Feldherren der Vergangenheit, für die es galt, den Augenblick zu erfassen und in kräftigem Draufgehen auszunützen, konnten kein Vorbild abgeben für den Meister der Kunst, erst zu wägen und dann zu wagen, des Geistes stille Arbeit und ein reiches Maß des Wissens im richtigen Augenblick in Thaten umzusetzen. Begreifliche Begeisterung hat Moltke neben oder gar über die ersten Heerführer gestellt, die die Geschichte kennt, über Hannibal, Friedrich den Großen und Napoleon. Er selbst ist dem stets entgegengetreten, aber nicht aus Scheu vor dem Wertvergleiche oder weil er einen solchen etwa für unmöglich hielt, sondern aus Bescheidenheit, wie es bei der sittlichen Größe des Mannes selbstverständlich war.

So steht Moltke in der Erinnerung des deutschen Volkes, und ihn darin zu verkleinern, das wird auch der „Kritik“ des ehrenwerten Herrn Karl Bleibtreu nicht gelingen. Glücklicherweise ist die Bedeutung dieses Herrn nicht derart, daß die Produkte seines „ungewöhnlichen Geistesfluges“, wie es in einem Prospekt seines Verlegers von ihm heißt, einem großen Leserkreise zu Gesicht kämen. Der Aufsatz, den wir hier im Auge haben, „Napoleon und Moltke“, ist abgedruckt in Nummer 65 bis 67 der Militärisch-Politischen Blätter vom 21., 28. Oktober und 4. November d. J. und von der Redaktion, für die als verantwortlich der Hauptmann a. D. von Hellfeld zeichnet, mit der Anmerkung eingeleitet, daß sie mit den Ausführungen des Verfassers nicht durchweg einverstanden sei. Im übrigen ist der Aufsatz, dessen Ton stark an den einer Schmähschrift streift, ohne weiteren Vorbehalt abgedruckt, und das wundert uns von der Redaktion eines Blattes, das während des jüngsten Kampfes um die Militärvorlage so warm den nationalen Gedanken zu vertreten wußte. Es zeigt das, welche bedingungslose Hochachtung man einem solchen ruhmgekrönten Vertreter der modernsten Kunst und Wissenschaft schuldig zu sein glaubt. Denn mit dem Ziele des Aufsatzes wird die Redaktion

kaum einverstanden sein, da er nichts weniger bezweckt, als nachzuweisen, daß der große Kriegsmeister Moltke nicht seiner Kunst, sondern in erster Linie seinem unerhörten Glück die Erfolge von 1866 und 1870/71 zu verdanken gehabt habe und ohne sein Glück eigentlich mehr Niederlagen als Siege hätte davontragen müssen.

Mit seinem populär gewordenen Grundsatz „Getrennt marschieren, vereint schlagen“ hat der Feldmarschall Herr Bleibtreu mitten ins Herz gestochen. Denn dieser erleuchtete Kritiker, der sich „als echter Theoretiker“ zwar sehr energisch dagegen verwahrt, „einseitigem Heroenkultus“ zu huldigen, hat natürlich seinen Gößen, Napoleon I. Diesem zuliebe, den er für „ungeheuerlich herabgesetzt“ erklärt, „wenn man ihn an die zweite und seinen Schüler Moltke an die erste Rangstelle des Feldherrntums einschmuggeln wolle,“ bricht er hier tapfer eine Lanze, mit der er wohl, nach seinen eignen Worten, „sehr vorbeihauen“ könne, die einzulegen er aber doch der wissenschaftlichen Wahrheit und vor allem seinem selbstlosen Patriotismus schuldig sei. Herr Bleibtreu hat nämlich den genialen Einfall, daß man das deutsche Volk vor der „selbstverherrlichenden Eigenliebe,“ die er in der „systematischen Vergötzung“ seines großen Strategen sieht, behüten müsse, da ja die „Großzüchtung eines nicht immer unanfechtbaren Prestige große Gefahren in sich birgt.“ Wer dieser Befürchtung des Herrn Bleibtreu gegenüber einen leisen Zweifel äußern sollte, der wird sofort darauf gestoßen, daß ja auch bei unsern westlichen Nachbarn, wo stets jede kritische Antastung der Gloire „mit einem chauvinistischen Hurengeheul“ begrüßt worden sei, gerade diese systematische Fälschung der geschichtlichen Wahrheit den Zusammenbruch von 1870 habe erzeugen helfen. Also diese „Moltke-Korybanten,“ wie der verehrte Herr sich auszudrücken beliebt, müssen unschädlich gemacht werden, und das unternimmt er, indem er ihren Heros Moltke der „legendären Ruhmansprüche“ entkleidet und mit der nüchternen Auffassung der wissenschaftlichen Kritik nachweist, wie unhaltbar eigentlich die Methode Moltkscher Kriegführung gewesen ist.

Napoleon, „dessen Genieproben zu gigantisch und überragend dastehen, der unerreichte und nie übertreffbare Meister der Strategie,“ hat den Zusammenschluß vor dem Feinde gelehrt, das genügt Herrn Bleibtreu, um die entgegengesetzte Methode Moltkes von 1866 und 1870, die äußern Linien sowie den Zusammenschluß im Feinde als das größte aller Übel hinzustellen und „theoretisch vor jeder Nachahmung zu warnen.“ Wir erfahren bei der kritischen Sichtung des Herrn Bleibtreu, daß die Generalstabswerke von 1866 und 1870 „das verwegne und in einzelnen Fällen für übelwollende Auffassung verworrene Operieren Moltkes auf der äußern Linie mit achtungswerter Deutlichkeit wiederholt betont haben.“ Vor Metz zwar, meint Herr Bleibtreu, hat Moltke „trotz der gefährlichen und schädlichen konzentrischen Ausführung“ im Prinzip die innere Linie erstrebt, d. h. sich zwischen Bazaine und Paris eingedrängt; daher der Erfolg seiner Operationen an dieser Stelle. Über die gefährliche und schädliche Ausführung belehrt uns Herr Bleibtreu später. Moltke hätte sich, heißt es da, am 15. August die unentbehrliche Aufklärung durch richtige Verwendung der Kavallerie sichern müssen, und „am 17. überwog die traurige Sorge vor einer feindlichen Offensive, das untrüglichste Merkmal einer versprochenen Situation.“ Aber am schlimmsten kommt Moltke bei Besprechung des 18. August weg, denn „die strategischen Maßnahmen zur Schlacht von Gravelotte verraten für jeden Unbefangenen nur ein allgemeines Schwanken sowohl des Zwecks als der Mittel,“ und „in Verabsäumung der Feldherrpflicht, in so überaus bedenklicher Lage selbst Umschau zu halten und rastlos auf Auskündungen der Kavallerie

zu bringen, war Moltke bis zum Mittag ungewiß, machte deshalb seinen Einfluß auf die Heerführer gar nicht geltend und verlor endlich von Mittag an jeden leitenden Überblick."

Den Patrioten wird es kalt überlaufen, wenn er so den „wahren Moltke“ kennen lernt, er wird vielleicht in Bangigkeit und Scham sein Gesicht verhüllen und nichts weiter hören wollen. Aber mit unerbittlicher wissenschaftlicher Ruhe und Schärfe dozirt Herr Bleibtreu weiter, daß Moltke auch bei Sedan wieder den „ewigen Heilswahrheiten der innern Linie und Konzentration ins Gesicht schlug, indem er thatsächlich drei getrennte Armeen schuf, die jede einzeln bei ihrem konzentrischen Anmarsch von Mac Mahons innerer Linie aus durchbrochen werden konnten.“ Nur „die unglaublichen Schnitzer der französischen Heeresleitung“ ermöglichten den erdrückenden Zusammenschluß dieser drei äußern Linien.

Armer Moltke! In den rauen Forscherhänden des Herrn Bleibtreu zerflattert dein Ruhmeskranz wie Spreu vor dem Winde. Herr Bleibtreu aber, der es über seine deutsche Feder bringt, zu schreiben: „Die Verbündeten wurden 1814 trotz unvergleichlich günstiger Lage so genial von Napoleon gezüchtigt,“ verlangt auf „solche Versuche redlicher Forschung“ hin das Zeugnis eines selbstlosen Patrioten, und er hobnen Hauptes wird er die Vorbeern entgegennehmen, die das staunende Volk eilen mag um seine Denkerstirn zu winden.

Aus Briefen Wilhelm von Humboldts. Auf dem Umwege über Frankreich erhalten wir einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntnis Wilhelm von Humboldts durch das in Paris und Nancy erschienene Werk: Guillaume de Humboldt et Caroline de Humboldt, lettres à Geoffroi Schweighäuser. Schweighäuser, ein Sohn des bekannten Straßburger Hellenisten, war Hauslehrer in Humboldts Hause in Paris vor dessen erster spanischer Reise und erwarb sich Humboldts und seiner Frau Wohlwollen und Freundschaft in so hohem Grade, daß er auch später in dauernder Korrespondenz mit ihnen blieb. Der Herausgeber hat eine Auswahl aus den vorhandenen Briefen getroffen und sich die ziemlich überflüssige Mühe gemacht, die deutschen Originale ins Französische zu übersetzen. Da dies aber nun einmal geschehen ist, so scheint es angemessen, einige besonders interessante Stellen wieder aus dem Französischen zurückzuübersetzen.

Am 24. Oktober 1801 schreibt Humboldt aus Berlin: „In Tegel, meiner kleinen Besizung, herrscht eine so bössartige Scharlachepidemie, daß ich es nicht wagen kann, meine Familie dorthin zu bringen. Ich muß also mehrere Monate in Berlin bleiben, was mir keineswegs angenehm ist: ist man einmal dazu verurteilt, in einer Stadt leben zu müssen, so ist und bleibt jeder Ort, außer Paris, unerfreulich. . . . In diesem Augenblick ist, wie ich anerkennen muß, ein häßlicher Stillstand in der Dichtung ebenso wie in der Philosophie eingetreten. Mit Ausnahme von dem, was Schiller und — selten genug — Schlegel schreibt, ist in der Dichtung nichts zu nennen. Wenn Suard*) und andre hörten, was

*) J. B. A. Suard, ein vielseitig gebildeter Mann, der seine unabhängige Gesinnung ebenso unter Napoleon wie früher während der Revolution und, obgleich leidenschaftlicher Anhänger der Monarchie, unter Ludwig XV. und XVI. zu bewahren wußte. Als ihn Madame Geoffrin einem einflußreichen Beschützer empfahl, und er sich dessen Hochmut nicht gefallen lassen wollte, sagte ihm die Geoffrin: Wenn man kein Gemde hat, muß man auch keinen Stolz haben. — Im Gegenteil, erwiderte er, dann gerade, damit man doch wenigstens etwas hat. — Durch seine Heirat mit der geistvollen und schönen Tochter des Buchhändlers C. F. Pandoucke, deren Salon von großer sozialer Bedeutung in Paris war, gewann er sehr an Einfluß.

man hier über Metaphysik spricht, besonders über die Kants und Fichtes, so würden sie laut lachen. Beide gelten nämlich, um die Wahrheit zu gestehen, für nichts als Grübler; ja viele halten Fichte sogar für einen Tollhäusler. Auch in der Geschichtschreibung ist nichts Hervorragendes zu erwarten: Genz hat seine schriftstellerische Thätigkeit so gut wie aufgegeben, Voltmann hat nie etwas bedeutet und bedeutet jetzt weniger als je. Mit einem Worte, ich will glauben und vor allem hoffen, daß die deutsche Litteratur in Paris mehr gilt als in Berlin. Sie hat wahrhaftig heutzutage den Heiligenschein etwas nötig, in dem die Unwissenheit sie im Auslande strahlen läßt. Es schadet auch gar nichts, wenn dabei die verschiedenen Epochen mit einander verwechselt werden, da die Gegenwart so arm ist.

Schillers Jungfrau von Orleans wird Ihnen sehr gefallen. Es ist ebenso wunderbar wie hinreißend, welches Leben er dem Stücke einzuhauchen verstanden hat. In diesem Stücke kommt er Shakespeare am nächsten: er zeigt darin eine Energie des Gedankens und eine Tiefe der Empfindung, die man in keinem seiner frühern Stücke findet.

Alles, was Sie mir über Villers*) geschrieben, hat mich höchlich belustigt. Es ist unmöglich, daß sein Buch**) einen wirklichen Erfolg hat; höchstens wird es vorübergehend Aufsehen machen, wie das ja in Frankreich bei jeder neuen Erscheinung der Fall ist. Sein dithyrambischer Stil steht außerdem in einem zu starken Gegensatz zu dem hergellispelten Inhalte. Gérando,***) der mir über das Buch schreibt, spricht sich darüber ganz richtig aus. Nur ist es schrecklich zu sehen, daß Gérando selbst nach dem Erscheinen der Schrift von Villers noch immer keine Ahnung davon hat, daß Kants Philosophie etwas anderes ist als die Lockes! Es wird mir immer klarer, daß es unendlich wenig Leute giebt, die ein Verständnis für das Wesen der Metaphysik haben. Philosophische Fragen werden in Wahrheit so behandelt, daß die wenigen Eingeweihten das große Publikum für blind, das Publikum dagegen die Eingeweihten für verrückt hält; auf diese Weise kommt der Streit nie zur Entscheidung. Ich selbst bin wie immer unparteiisch und weiß nicht, wem ich Recht geben soll; Unrecht hat auf alle Fälle, wer sich ohne Grund für einen Philosophen hält. Um bei meinem Vergleiche zu bleiben: solche Leute wollen für verrückt gelten, ohne es zu sein, diese Rolle kann aber nur jemand spielen, der übergeschnappt ist. Was die Franzosen anlangt, so haben sie nicht so ganz Unrecht: sie halten sich zwar für Philosophen, sobald man ihnen aber auseinandersetzt, was man unter Metaphysik zu verstehen hat, lassen sie ihren Anspruch fallen. Versprechen Sie mir, mich nicht zu verraten, so will ich Ihnen gestehen, daß Villers meiner Überzeugung nach zu denen gehört, die Unrecht haben, denn von eigentlicher Philosophie versteht er nicht mehr als der große Haufe, und seinen Lesern giebt er statt der Mandel nur die Schale. . . .

Guard irrt sich, wie ich glaube, mit seiner Behauptung, daß sich die Franzosen im allgemeinen von Helvetius Systeme losgesagt hätten. Soviel Widerspruch

„Wissen Sie — sagte ihr Vater zu Voltaire —, daß, wenn alle Ausgaben ihrer Werke verloren gingen, eine im Gedächtnis meiner Tochter übrig bleiben würde?“ „Ja, aber eine verbesserte Ausgabe,“ erwiderte Voltaire.

*) E. F. D. de Villers wanderte 1792 aus und wurde später Professor der französischen Sprache in Göttingen.

**) La Philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transcendente, Metz, 1801.

***) J. M. Gérando, zuerst Seminarist, dann Soldat, darauf Schriftsteller und in der Napoleonischen Verwaltung in hohen Stellungen thätig; ein ebenso ausgezeichnete Beamter wie unbedeutender Philosoph.

es auch finden mag, so ist man doch, wie Sie mir wohl zugeben werden, heutzutage in Frankreich noch mehr als anderswo entweder ausgesprochener Naturalist oder entschiedener Spiritualist. Freilich herrscht bei keiner Nation ein System ausschließlich.“

Auch als Humboldt als preußischer Geschäftsträger nach Rom gegangen war, setzt er die Korrespondenz fort.

Merkwürdig ist eine Äußerung von ihm in einem Briefe vom 29. August 1807. Er spricht „vom Abschluß des Friedens von Tilsit und beklagt die Erniedrigung Preußens, die jedoch vielleicht dereinst im Gesichtspunkte der allgemeinen historischen Entwicklung ihren Ausgleich finden wird (*l'abaissement de la Prusse, qui aura peut-être ses compensations au point de vue de l'histoire universelle*)“: der patriotische Diplomat wollte offenbar dem französisch gesinnten Elsässer gegenüber eine Sprache führen, die ein Franzose nicht zu verstehen brauchte.

Wir schließen mit einem Zitat aus einem Briefe vom 4. November 1807. Humboldt spricht darin von litterarischen Plänen, die leider nicht zur Ausführung gekommen sind. „Mein Plan — sagt er — ist eine Geschichte des Verfalls und Untergangs der griechischen Republiken, und zwar deshalb zu schreiben, weil diese Epoche gleichsam der Mittelpunkt alles dessen ist, was wir von Weltgeschichte wissen. Denn mir scheint, daß ebenso, wie der Verfall des römischen Reichs der richtigen Gibbonschen Ansicht nach einen historischen Mittelpunkt für die Vorbereitung der gesamten äußern Zivilisation in Gesetzgebung, staatlicher Organisation und Religion bildet, der Untergang der griechischen Freistaaten dieselbe Rolle auf geistigem Gebiete, in Kunst und Philosophie, Wissenschaft und Gedanken- gehalt spielt.“

Meine Arbeit zerfällt in drei Teile: Wie hat sich der griechische Geist entwickelt? Welchen Einfluß hat er erst auf die Römer, dann auf uns ausgeübt? Wie kann dieser Einfluß heutzutage nutzbar gemacht werden? Ich gestehe gern, bei dieser Arbeit vor allem an das arme, zerrüttete Deutschland zu denken, da meiner innersten Überzeugung nach die Befruchtung des deutschen Geistes durch den griechischen ihr Resultat haben muß, wenn erst der Menschheit die Möglichkeit gegeben ist, sich frei und ohne Hindernis weiter zu entwickeln.

Sie werden mir sagen, mein Lieber, daß dies das Werk eines ganzen Menschenlebens ist: gewiß, und ich würde mich freuen, ihm mein Leben widmen zu können. Auch will ich immer nur an einem Teile des Ganzen arbeiten und dann diesen Teil drucken lassen. Ich teile das Ganze in drei Perioden: erstens die Philipps und Alexanders, weil der Verfall der Republiken mit der Thronbesteigung Philipps beginnt; zweitens die Zeit der Herrschaft von Alexanders Feldherren, und drittens die römische Zeit bis zur Bildung der Provinz Achaja. Augenblicklich lege ich die letzte Hand an die erste Periode; da hierbei eine Einleitung vonnöten ist, die von Griechenland im allgemeinen und der griechischen Gedankenwelt in ihrem Ursprunge und ihren Eigentümlichkeiten handelt, so habe ich eine langwierige Aufgabe vor mir.“

Der Druck des Französischen ist ebenso schön wie korrekt, was lateinische Zitate anlangt, so steht S. 140 *mendationes* statt *emendationes*, die griechischen dagegen sind fast sämtlich in geradezu scheußlicher Weise fehlerhaft.

